

(Fetscher). Ob der Konservatismus diesem Bedürfnis Geltung verschaffen kann, ist auch nach mancherorts vollzogenen »Wenden« und konservativen Regierungen in den USA, England oder Deutschland eine offene Frage. Sie ist zu ernst, als daß man ihre Lösung von bloßer Regierungs- oder der Parteipolitik erwarten könnte. Der Konservatismus ist, entgegen dem weitverbreiteten Vorurteil, nie theorielos gewesen, und seine heutige Theorie ist eine der Moderne selbst. Die Theorie ist da. Und als Philosophie der ewig Gestrigen oder der Verteidiger bornierter Interessen läßt sich der neue Konservatismus nicht abtun. Eher schon ist er Sache jener, von denen Gentz einmal schrieb: »neben der großen Zahl derer, die für das Neue arbeiten, (muß es notwendig) auch eine kleinere geben, die mit Maß und Ziel das Alte zu behaupten . . . sucht«. Denn dazu genügt es zu wissen, daß es manchmal das Bessere ist.

Zeitige Aufklärung über Hitler

Das mutige Wirken Dietrich von Hildebrands in Österreich 1933-38
Erinnerungen und Zeugnisse

Von Paul Stöcklein

*Zur Einführung: Über die Persönlichkeit Hildebrands**

1929: Ich saß, zwanzigjährig, im Kolleg des Philosophen Dietrich von Hildebrand. Natürlich saß ich vorne; wir studierten, amüsierbar wie wir waren, die Gesichter und Tonfälle der Professoren ebenso wie ihre Ausführungen. Matthias Claudius: »Wenn dich jemand will Weisheit lehren, da siehe in sein Angesicht! Dünket er sich noch . . ., laß ihn!« Also mußten wir vorne sitzen. Wir wollten dahinterschauen. Noch heute kann ich viele jener Lehrer nachmachen, weil wir sie uns so genau angeschaut haben. Damals hatte die moderne Isolierung, dieses Verstummen und Vereinsamen des einzelnen noch nicht Platz gegriffen. – Wie kam ich gerade in diesen Hörsaal?

Die Weltwirtschaftskrise hatte begonnen, und meine Eltern sagten zu mir: »Wenn du kein gutes Staatsexamen machst, mußt du verhungern.« Sobald ich weit genug weg war, nämlich in München, tat ich etwas ganz anderes. Ich hörte herum: da und dort in

* Lebensdaten: Geboren 1889 in Florenz, gestorben 1977 bei New York. Sohn des Bildhauers Adolf von Hildebrand. Schüler Husserls. Freundschaft mit Scheler und Reinach, den er als seinen eigentlichen Lehrer betrachtet hat. 1914 Konversion. An der Münchner Universität 1919-33 als Dozent und Professor. Dann viele Stationen des Exils. Endpunkt: Fordham University, New York. – Seine philosophischen Hauptwerke liegen heute als Gesammelte Werke in 10 Bänden vor. Nicht darin enthalten sind z. B. jene Schriften, mit denen er direkter in das Tagesgeschehen oder in die Kämpfe des geistigen Lebens eingriff (so »Das trojanische Pferd in der Stadt Gottes«, 1968). Eine bestimmte Gruppe daraus möchte ich hier vorstellen, nämlich die politisch-weltanschauungskritischen Schriften seiner österreichischen Jahre. – Helmut Kuhn schrieb 1977 in dieser Zeitschrift einen würdigen Nachruf. Das vorliegende kleine Einführungskapitel zur »Persönlichkeit«, das meine Erinnerungen 1929-1932 enthält, ist identisch mit dem Nachruf, den ich 1978 in den »Neuen deutschen Heften« veröffentlicht habe.

Vorlesungen und Praktika schnuppernd; viel in Fächern, die ich gar nicht studierte, z. B. in Philosophie. Offenbar war ich auf der Suche nach Persönlichkeiten. Zukunft? »Alles halb so schlimm«, das war so ein Wort damals, eine Stimmung in der Jugend, eine Parole, nett und gefährlich, und zwar besonders politisch gefährlich, wie sich später zeigen sollte. Eines Tages geriet ich ins Kolleg eines Nicht-Ordinarius namens Dietrich von Hildebrand, eines Philosophen, von dem ich nicht einmal wußte, daß er der Sohn des Bildhauers war, dessen Brunnen München schmückten.

Hier ist nicht der Platz, um von Philosophie zu sprechen. In der Philosophie sind beliebte »knappe, klare Inhaltsangaben« allemal unmöglich. Ich werde mich an das Erzählbare halten und aus jener Vorlesung zunächst einiges berichten.

Der Vierzigjährige hinterm Rednerpult sprach frei, aber sachlich-streng. Doch die schnellen, wohlgelaunten Blicke schienen alles zu sehen. Wenn zu spät kommende Bekannte den Hörsaal betraten, begrüßte er sie mit einem sekundenschnellen, überaus freundlichen Nicken; es war spontan, und doch blieb der Redefluß unverändert. Der Vortragende, ohne sich anzustrengen oder wichtig zu nehmen, schien im Reden selbst Gedanken zu fassen; man sah sie entstehen, indem man sie hörte. Manchmal gab's schwerfällige Philosophieterminologie, doch immer waltete Natürlichkeit, ja Temperament, wie es schon in der frischen Sprachmelodie zum Ausdruck kam. Wenn er Zarteres oder Tieferes, vielleicht Ehrfurchtgebietendes, berührte, wurde seine Stimme unwillkürlich etwas zögernder, etwas leiser. Diskretion und Respekt schienen ihm zur zweiten Natur geworden. Das machte auf mich einen großen Eindruck. Vielleicht auch deshalb war mein Eindruck stark, weil dieses so unmittelbare Sprechen ein Glück zu verraten schien: Er war glücklich und dankbar, daß es die großen Dinge, die ehrfurchtgebietenden, gab. Das Glück schien durch sein Sprechen spürbar hindurchzudringen. Selbsttäuschungsfrei schien dieses Glück, das wurde mir immer klarer; ich hatte gar nicht gewußt, wie glücklich ein Mensch sein kann. War ein Hauch von Unzeitgemäßheit, von »Naivität« zu spüren? (Naivität im älteren Wort-sinn.) Vielleicht. Aber ganz sicher zu spüren war die wohlthuende Aufrichtigkeit des Sprechenden.

Nachdem ich in den folgenden Wochen mit ihm bekannt geworden war, lud er mich einmal ein, ihn nach der nachmittäglichen Übung heimzubegleiten. Es war Frühsommer, der Weg führte quer durch den Englischen Garten hinüber zu seinem Vaterhaus. Natürlich war Philosophisches Gesprächsthema; man sprach über manche philosophische Äußerung, die in der Sitzung gefallen war. Er sprach warm-persönlich; er sah die Individualitäten gleichsam vor sich. Und so machte er die Mienen und Stimmen liebevoll nach, mit fast übermütigem mimischem Können. Und was dann das Überraschendste war: Auch während des intensiven Gesprächs nahm er offenbar alle Vorgänge ringsum wahr, sie manchmal blitzschnell kommentierend (er grüßte übrigens begegnende Hörer unwillkürlich stets als erster) – er unterbrach sogar einmal den philosophischen Redefluß, als ein Blütenduft von entfernten Büschen herüberwehte, zum Mitgenießen auffordernd: »Riechen Sie doch!« –

»Ich verstehe«, so glaube ich jetzt von Historikerseite zu hören, »es war eben ein Kreis, gruppiert um eine starke Persönlichkeit! Etwas damals Häufiges«. Das wäre wahr, aber höchst unvollständig. Gewiß, es gab Schwärmer und »Verehrerinnen«; gewiß, solche waren überhaupt häufiger in jenen Tagen als heute (wo dies Phänomen aus dem Hörsaal in die Gruppe gewandert und stärker kaschiert ist). Aber Dietrich

von Hildebrand hatte Selbstironie, und er dachte über »Kreise« und überhaupt Gemeinschaften ganz anders als die offenbar allzu geborgenheitsbedürftigen Durchschnittsbürger von damals. Er traf rücksichtslose Unterscheidungen; mit »Trennschärfe«, wie man heute sagen würde, zog er die Grenzlinien zwischen erlaubter und verbotener Hingabe an Gemeinschaften (oder Autoritäten), die Grenzlinie zwischen klarem, verantwortetem Teilnehmen und jenem Nachgeben, das nicht ohne Selbstentmündigungshang ist, handele es sich nun um Gemeinschaften wie »Kreis« oder Nation usw. Er schied streng jegliche Schwärmerei für einen Menschen von der Verehrung für ihn; er tat dies alles ausführlich, rational-diskursiv. Hier ist nur Raum für ein erzählbares Beispiel. Er hatte in seinem Kolleg einen Vorgang beobachtet, den er später in eine kleine wortlos-mimische Szene umgesetzt hat, die er dann manchmal, im kleinen Kreis, zum besten gab. Der Inhalt: Eine »Verehrerin« kämpft im Kolleg mit dem Schlaf. Das töricht-glückliche Einschlüpfen von Philosophie geht allmählich in glücklichen Schlummer über, das schwärmerische Aufblicken kämpft, in immer komischeren Schüben, gegen den einladenden Schlaf – dem sie endlich anheimfällt. Was für ein Thema! Steckt nicht etwas Blindes, etwas Schlumberbereites in jeder schwärmerischen, überhaupt in jeder sorglos unkritischen Verehrung! Was für ein Thema in jenen Jahren! In jenen Zeiten schläfrig-fahrlässiger Emotionalisierbarkeit. Schon nahte jenes, ach von vielen treuherzig unterscheidungsblind verharmloste »Reich«, vor dem er, hellblickend, unermüdlich warnte, und das ihn dann, den *vir vere Christianus*, folgerichtig sofort verstieß. Soviel ich weiß, wurde keiner seiner Schüler ein Nazi.

Was mir als besonders charakteristisch in Erinnerung geblieben ist: die impulsive »brüderliche Herzlichkeit auch dem kleinsten Studenten gegenüber«, mit eben diesen Worten hat es, Jahrzehnte später, Johannes Heitzmann in seinen – ungedruckten – »Erinnerungen« ausgesprochen (Heitzmann: der Freund Eugen Gottlob Winklers), der übrigens kein Schüler Hildebrands gewesen, sondern ihm anderweitig begegnet ist. Gewiß, diese Impulsivität hatte auch ihre Schattenseiten – davon wird noch die Rede sein – hier will ich mit einem Geschehnis schließen, das in seine letzten Lebensmonate fällt (1976/77). Er war in ein New Yorker Hospital eingeliefert worden; im Bett neben dem seinen entdeckt er einen schwächtigen Italiener. Er singt ihm sofort eine populäre Arie italienisch *piano* vor, um ihn zu trösten.

Als mir dies jüngst von Freundesseite erzählt wurde, kam mir alsbald das Kontrasterlebnis in den Sinn: die innere Isolierung vieler Hörer heute, der Hauch der Vereinsamung, der kühl durch unsere Hörsäle weht. – Es gibt immer viele Ursachen. Aber man darf sagen: Es wäre doch manches anders gekommen, wenn es mehr solche Professoren gegeben hätte.

I. Die überraschende Entscheidung für Österreich

1933 emigrierte er; er floh verhältnismäßig schnell, denn er stand auf der »schwarzen Liste«. Ziemlich mittellos, wie er nun war, schlüpfte er für die nächsten Monate bei einer seiner Schwestern unter: in Florenz, im ehemaligen Vaterhaus, wo er übrigens schon seine Jugend verbracht hatte. Im August 1933 entschied er sich für sein Emigrationsland; er wählte Österreich.

Eine überraschende Entscheidung. Niemand hatte ihn eingeladen, es winkte

keinerlei Stellung in dem armen, unruhigen Land, am wenigsten an den »großdeutsch« gestimmten Universitäten. Gewiß, er kannte und liebte die österreichische Art und Lebensweise, er hatte sogar längere Zeit, fast ein Jahr, dort gelebt – aber das war vor dem Ersten Weltkrieg gewesen – er liebte das Beschwingtere, auch das Entspanntere, Verbindlichere, Nachgiebigere, wenn es nur nicht entartete zu dem bekannten »Da kann man halt nix mach'n«. (»Na ja, Sie sind noch a Idealist«, so heißt's dann, wenn man anderer Ansicht ist.) Darüber hat er ebensooft gespottet wie über das preußische »Machen wir!«, das so genau konträr ist. Beides hat ihm in seinem Leben viel zu schaffen gemacht; auch auf diesen Seiten wird es vorkommen. Aber die Entscheidung für Österreich, sie war schon aus einem einfachen Grund eine große Überraschung.

Österreich war eigentlich kein Emigrationsland – und wer an Zuckmayer, Mehring oder Klemperer denken sollte, denkt an Ausnahmen, an Sonderfälle. Für Hildebrand wurde eine Entwicklung in der Politik ausschlaggebend: Österreichs Kanzler Dollfuß profilierte sich im Lauf dieses Jahres 1933 immer deutlicher, das heißt: Auf der ganzen weiten Welt gab es außer Dollfuß keinen Staatsmann, der den Nationalsozialismus bekämpft, der ihn auch nur konsequent abgelehnt hätte; Dollfuß aber durchschaute ihn als eine ausbreitungswütige, das zerrüttete Österreich unterwandernde, ja ganz Europa bedrohende »geistige Pest«. Das sind zwar nicht Dollfuß' Ausdrücke, es sind aber Dollfuß' Anschauungen, wie sie Hildebrand in seiner offiziösen, Ende 1933 gegründeten Wochenschrift, gewissermaßen an Stelle des diplomatiepflichtigen Kanzlers, formuliert hat. Denn Hildebrand hatte – und dies war die Absicht von Anfang an gewesen – mit Dollfuß' Hilfe eine intellektuelle Wochenzeitschrift gegründet (heute würde man sagen, ein politisch-kulturelles Magazin), gefüllt mit Abhandlungen, Aufsätzen, Glossen, Informationen, die der geistigen Klärung und damit auch dem Kampf gegen die braune Weltanschauung in allen ihren Formen dienen sollte.

Er wollte Dollfuß helfen. Aber es war ein tollkühner Entschluß, trotz Dollfuß' Subventionen. Österreichs Zeitungs- und Zeitschriftenmarkt war gesättigt, ja übersättigt trotz der Armut des Landes; da war keine Marktlücke, da war nur eine Geisteslücke. Wenn ich sage, daß in Hildebrands Wochenschrift später Walter Mehring, Victor E. Frankl, Ernst Krenek, Egon Wellesz und vor allem Joseph Roth und natürlich auch fervent katholische Autoren geschrieben haben, wird deutlich, worin die Geisteslücke bestand. In dieser Zeitschrift schrieb zum Beispiel, als Karl Kraus gestorben war, Krenek einen wunderbaren Nachruf, in dem er auch dessen Eintreten für den umlängst ermordeten Kanzler Dollfuß betonte. Der Titel, auf dem die Regierung bestand, war nicht der glücklichste: »Der christliche Ständestaat«. Denn in diesem »Magazin« war kaum von Verfassungsproblemen die Rede. Es fanden sich, neben den Glossen, besondere philosophische und geschichtliche Abhandlungen. Fast in jeder Nummer schrieb Hildebrand selbst in den ersten Jahrgängen. Liest man z. B. seine Ende 1933 publizierten Aufsätze, wird man feststellen, daß sie beispiellos sind. Klarer und schärfer dürfte damals kaum irgendwo auf der Welt die braune Weltanschauung bloßgestellt worden sein.

Das war übrigens höchst gefährlich. Es gab schon im Sommer des Jahres 1933 das Beispiel des in Marienbad gemeuchelten Theodor Lessing, der zu den Bekannten eines Schülers Hildebrands, Balduin Schwarz, zählte. Man kannte also das Risiko, man kannte es aus der Nähe.

Die Gründung, um darauf zurückzukommen, war wagemutig; Hildebrand verstand

nichts vom publizistischen Handwerk und brachte dafür nur seinen jungen Freund und entfernten Verwandten Klaus Dohrn aus Deutschland mit. Man mußte sich fragen: Wie werden die Wiener, selbstüberzeugt wie sie sind, das Werk der beiden Hergereisten, dieser aus dem jetzt aufblühenden »Reich« Geflohenen, humoristisch raunzend begrüßen? Ich übergebe die Einzelheiten, Hildebrand beschreibt sie in seinen »Erinnerungen«.¹ Kurz und gut, das Werk gelang: Vom Dezember 1933 bis zum »Anschluß« liegen die Jahrgänge der Zeitschrift vor, welche jedenfalls 1933 und 1934 eine gewisse Wirkung auf führende Kreise ausgeübt, wenn auch nie eine größere Verbreitung gefunden hat.

Hildebrands und seiner Familie wirtschaftliche Existenz war damit nur notdürftig gesichert; manchmal half Dollfuß persönlich. Von einer Professur als Existenzgrundlage konnte in Wien zunächst keine Rede sein; die Philosophische Fakultät war zu neunzig Prozent großdeutsch gesinnt und Emigranten abgeneigt. Wäre Hildebrand nach Nord- oder Südamerika gegangen, er wäre über kurz oder lang an einer Universität untergekommen. Er war nahezu polyglott, sein Name hatte einen guten Klang, jedenfalls in der katholischen Welt. In Wien erschloß sich ihm erst Jahre später eine akademische Möglichkeit und nur mittels Oktroi der Regierung; er trat 1935 ein Extraordinariat an, das übrigens matt bezahlt und mit schwachen »Befugnissen« ausgestattet war. Die größte Sorge lag natürlich darin: Wie lange würde Österreich noch »halten«? Das arme, im Nachbeben bürgerkriegsähnlicher Unruhe liegende und schon wieder von Anschlägen geschüttelte, in manchen Teilen unterwanderte Land, an dessen Westgrenze sich der begierige Wolfsrachen öffnete, stand in tragischer Isolierung auf der Welt, es hatte keinen Freund außer Mussolini, und den hatte es nur für eine kurze Weile. Sinnbetörung hatte viele Österreicher ergriffen, die den Wolf umarmen wollten. Begreiflich, daß in jenen Jahren die Emigranten das Land eher mieden, zumal nachdem Dollfuß, der gewiß Hoffnung, ja große Hoffnung geboten hatte (allen Fehlgriffen zum Trotz), zielsicher ausgeschaltet, das heißt durch National-

1 Durch die Liebenswürdigkeit von Frau Professor Alice von Hildebrand, der Witwe meines Lehrers, sind mir diejenigen Teile des Nachlasses, die mein Thema berühren, zugänglich geworden. Das sind vor allem die »Erinnerungen«. Darin wiederum ist es besonders der lange Bericht, den Hildebrand, fast drei Jahrzehnte später, über seine österreichischen Jahre geschrieben hat. Dieser Bericht (es ist beabsichtigt, ihn in nächster Zeit herauszugeben) reicht bis zum Herbst 37; dann bricht das ganze Manuskript ab. Meinen Schwerpunkt bilden die Jahre 35 und 36. So war mir das Manuskript besonders willkommen; von seiner Reichhaltigkeit und Farbigkeit zeugen die Zitate, die dem Leser auf diesen Seiten begegnen werden. Lebhafter Dank gilt auch verschiedenen Forschern. Allen voran Rudolf Ebneht. Sein umfangreiches Werk »Die österreichische Wochenschrift »Der christliche Ständestaat«. Deutsche Emigration in Österreich 1933 bis 1938«, Mainz 1976, ist grundlegend und im einzelnen äußerst findig; es wird übrigens durch die »Erinnerungen«, die ihm noch nicht zugänglich waren, nur bestätigt. Mit Dankbarkeit ist auch Gottfried-Karl Kindermanns Vorstoß »Hitlers Niederlage in Österreich« zu nennen, Hamburg 1984, ein Buch, das m. E. zum erstenmal wirklich genau die Folgen des Kanzlermordes von 1934 zeigt und dadurch grundlegend für das Verständnis jener Jahre wird. Zwei an der Universität Graz wirkende Forscher habe ich noch dankbar zu nennen, die, fern allen wissenschaftlichen Moden, in vielen, meist kleineren Arbeiten zur Erhellung der dreißiger Jahre wohl mehr beigetragen haben als großlinige Darstellungen; es sind Maximilian Liebmann und Dieter A. Binder. Was mir sonst noch an Forschungen wertvoll wurde, kann ich hier ebensowenig nennen wie die Autobiographien, die ich gelesen, oder die Zeitzeugengespräche, die ich geführt habe. Von den Gesprächspartnern möchte ich aber meinen verehrten Freund Milan Dubrovic nicht unerwähnt lassen.

sozialisten ermordet worden war. Der unter Schuschnigg auf glitschigem Boden, auf ziemlich abschüssigem Terrain fahrende Staatskarren kam der Talsohle Jahr um Jahr näher, der Talsohle des »Anschlusses«. 1937 war es wohl nur noch eine Frage der Zeit – zumal sich Hitler damals dem Höhepunkt seines Ansehens in der Welt näherte. Wer in Hildebrands Zeitschrift schrieb, mußte sich sagen, daß er nächstens dafür würde verhaftet werden, nächstens: nach dem Anschluß – es sei denn er würde fliehen.

Ich habe vorgegriffen. Gewisse Ahnungen waren schon im Sommer 1933 lebendig, als sich Hildebrand für Österreich entschied. Es fällt mir dabei ein, wie er mir einmal, Jahrzehnte später – er hatte gerade aus den Jahren 1933 bis 38 erzählt – plötzlich freundlich-feierlich einen Vers, skandierend, sprach, den großartigen Vers, den Cato Uticensis vor seinem Tod von eigener Hand verfaßt haben soll: *Victrix causa diis placuit, sed victa Catoni*. Die Sache des Siegers, sie ist es, die den Göttern wohlgefallen hat; die verlorene Sache, sie ist es, die dem Cato wohlgefallen hat.

Ich finde eine Erläuterung, eine Parallele zu diesem Rückblick, wenn ich in dem Manuskript eines späten Vortrags – er hielt ihn um 1970 – einen Satz über Österreich aufschlage. In diesem (unveröffentlichten) Manuskript, dessen Titel lautet: »Konservativ – progressiv: eine falsche Alternative« kommt er an einer Stelle darauf zu sprechen, wie selbstverständlich die Leute nach dem Trend spähen, wie unwillkürlich sie dem herrschenden Zeitgeist und dem, was »im Kommen ist«, sich anschmiegen, er spricht von dem Sog dessen, was »in der Luft liegt« und ganz einfach »lebendig« ist. In den dreißiger Jahren sagte man übrigens feinsinnig: »Man muß die Zeichen der Zeit sehen.« Und es gibt eben Zeiten, da lächeln die »Götter« dem Irrtum zu und legen einen so grauen Schleier auf die Wahrheit, als sei sie längst gestorben. Hildebrand betont, daß »wahre ebenso wie falsche Ideen sehr lebendig« sein können. Es heißt dann:

»Wenn etwas falsch ist, *sollte* es nie lebendig sein... Der heutige Kult des ›Lebendigen‹, der Kult des ›in der Luft Liegenden‹ erinnert mich an das, was ich in meinem erbitterten Kampf gegen den Nazismus von 1933 bis 1938 in Österreich erlebte. Man sagte mir: ›Wie können Sie gegen den Rhythmus der Geschichte ankämpfen? ... Sie schaden sich dabei nur persönlich und richten doch nichts aus. Gottes Wille offenbart sich in der Geschichte.«

Manchmal sind es sogar Häupter – nicht Köpfe – der Kirche gewesen, die solcherart zu ihm gesprochen haben. Dieser trivial-hegelianische »Rhythmus der Geschichte«, er war doch nur die philosophisch verkleidete alte tatsenscheue Weisheit gewesen: »Da kann man nix mach'n«.

Ich will zunächst persönliche Erlebnisse wiedergeben. Ich habe Hildebrand natürlich besucht, aber erst 1936. Vorher konnte man wegen Hitlers Tausendmarksperrre nicht einreisen. In der zweiten Hälfte des Kapitels gebe ich neuere Dokumente zu Hildebrands Wiener Jahren. Das darauf folgende Kapitel gilt Hildebrands Schrifttum.

II. In Wien

Bevor ich abreiste, trennte ich das Firmenschild »Loden-Frey-München« vorsorglich aus meinem Mantel und versorgte mich, dank Hildebrands Verwandten, die im Lande geblieben waren, mit den notwendigen Informationen. Ich erfuhr, daß an seiner Wohnung kein Namensschild angebracht war und daß, wie ich es schon ahnte, in Wien

es manchenorts Spitzel gab, die sich anschmeichelten und allerhand ins »Reich« hinüber meldeten.

Als ich in seiner Wohnung eintraf, war er gerade vom Vormittagskolleg heimgekommen; er pflegte dann zu erzählen, was so alles am Vormittag geschehen war. Nachdem wir uns begrüßt und die dringlichsten Nachrichten ausgetauscht hatten, berichtete er aus der eben gehaltenen Kollegstunde; es war eine Situation, an die ich mich gut erinnere:

Seine Frau saß bei uns, Gretchen, so hieß sie, und hinter der etwas abseits stehenden Schreibmaschine saß lauschend die junge Sekretärin. Wieder einmal hatten Studenten während der ersten fünf Minuten der Vorlesung Unruhe verbreitet, wieder hatte eine Gruppe – das waren damals immer braun oder großdeutsch Gesinnte – ihn geradezu angepöbelt. Belustigt erzählend, sprang er plötzlich auf, eilte zur Türe, deren Klinke er ergriff, und rief: »Aber ich will dir nicht vormachen, wie sie, beim Hinausgehen, mitten im Kolleg, die Türe zugeschlagen haben, Gretchen, du würdest zu sehr erschrecken.«

Im nächsten Augenblick war der Ernst wieder da, das Theater hatte nur Sekunden gedauert, sogleich war das Gesprächsthema wiederaufgenommen. So war es immer: Das gestisch mimische Spiel diente nur der Veranschaulichung, heute würde man sagen: der kognitiven Vermittlung. Natürlich hat ihn Komisches immer gereizt; aber wenn es ihn auch oft unwiderstehlich zum Verspotten lockte, er ließ sich nie zum Effekt hinreißen – am wenigsten in der Vorlesung, wo es manchmal, aus Sachlichkeit, eher trocken zuing und er kein Schielen nach Publikumswünschen kannte. Ich muß aber hinzufügen: Im Gespräch – wie damals in Wien – wollte er die Gesprächspartner auch lustiger und gelöster machen, weil der Mensch dann erkenntnisfähiger werden kann. Eichendorff, den er liebte, hat einmal gesagt, man solle gewisse Zeiterscheinungen einfach zu Tode lachen.

Seine Stimme werde ich nie vergessen; sie enthielt viel von seiner Person, gerade in ihrer Wandlungsfähigkeit. Als er die Klinke ergriff, bewegte sich seine Stimme in fast italienischer Rhythmik, sie war hell, aber in den nächsten Sekunden war sie, im Gespräch, wieder warm und eindringlich. Sie folgte immer den Bewegungen des Herzens, ja den Impulsen der Vitalität und des Temperaments, eines ungestümen Temperaments. Alles war sehr einheitlich. Die Wandlungen der Stimme waren ihm sicher kaum bewußt; die Geradherzigkeit des Sprechens war offenkundig. »The whole man must move at once.« Der von ihm verehrte Hofmannsthal hat gern diesen alten Satz zitiert.

Die Einheit war so stark, daß sich in der Vorlesung manchmal der Eindruck ergab: Er kennt kein Gedankenspiel, alles ist Ernst; er läßt sich für jeden Satz, den er spricht, sofort in Stücke reißen, wenn es darauf ankommen sollte. Wäre er nicht gleichzeitig so freundlich, so dem Partner zugewendet gewesen, man hätte sich leicht fragen können, ob hier nicht ein großes Maß an Selbstsicherheit apodiktisch spreche. Nun aber empfand man es anders. Man konnte eben die Anzeichen von Demut und Freundlichkeit nicht überhören; man konnte ebensowenig das lebensdankbare Glück verkennen, das in ihm wohnte und das er unwillkürlich ausstrahlte – ich habe davon gesprochen. – »Glück überzeugt.« Das ist gewiß ein problematischer Satz, aber er drückt richtig aus, daß man da einen besonderen Vertrauensvorschub gibt. (Freilich nur dem Vertrauenswürdigen.)

Es gibt das Zeugnis eines damals bekannten Musikwissenschaftlers, eines Schönbergfreundes, Willi Reich, der zum Wiener Freundeskreis um Hildebrand gehörte. Er hat 1977, nach dem Tod Hildebrands, einen Nachruf in der »Neuen Zürcher Zeitung« geschrieben und darin eine Situation der Vergessenheit entrissen, die charakteristisch ist.

»Bei den Zusammenkünften, die er allwöchentlich mit nahen Freunden in seiner Privatwohnung veranstaltete ..., hielt er kurze Vorträge über philosophische oder religiöse Themen. Seine Stimme war sanft, aber höchst eindringlich. Die Anfangsworte eines solchen Vortrags höre ich heute noch so lebendig, als sei es gestern gewesen. Er sagte: »Wenn wir von einem Menschen etwas geschenkt bekommen, sagen wir danke!, aber dem lieben Gott sagen wir es höchst selten.« Die Scham, die mich bei diesen Worten überfiel, habe ich in meinem Leben oft gespürt.«

Daß sich dieser Musikschriftsteller alles so genau gemerkt hat, rührt wohl auch daher, daß ihn nicht nur jener Satz berührt hat, den er zitiert. Warum sonst hätte er auch die Stimme erwähnt! Es war auch die Persönlichkeit, die hinter den zitierten Worten stand, sich ausdrückend in Klang, Rhythmus, Melodie, wohl auch im Mienenspiel, das »mitmusizierte«. So bekam der Satz einen volleren Inhalt, eine lebendigere Einprägsamkeit. Hier ruht etwas Tragisches: Wer Hildebrand nur aus seinen Büchern kennt, kennt ihn sozusagen nur halb – er war kein wirklicher »Schriftsteller«; davon im Schlußkapitel –, wer ihn nicht mehr erlebt hat, muß jedenfalls doppelt intensiv lesen, wenn er aus den Büchern die Gedanken vollständig erfahren will. Es tröstet wenig, daß zum Beispiel schon Platon, im siebten Brief, nachdrücklich festgestellt hat: wer ihn nur aus seinen Schriften kenne, kenne ihn eigentlich nicht; so sei es überhaupt mit dem Philosophieren, es bedürfe der Nähe – vielleicht hat er recht.

Merkwürdig, das schönste Gespräch, das ich damals mit ihm hatte, es ging auch über das Danken, das Danken der alten Griechen, es ging über deren Bewußtsein, daß man »den Göttern Dank schulde«, wie er sagte. Deshalb der dankbare Aufblick zu Helios, deshalb Spende und Pänan vor dem Festmahl, deshalb die dankbare Erschütterung bei einem plötzlichen Wiedersehen mit längst verloren geglaubten Lieben (»ein Gott ist auch das Wiedersehen« heißt es bei Sophokles); immer verlebendige der Dank den verhüllten Geber.

Ich erwähne dieses Gespräch, an dem noch eine Studentin teilnahm, deshalb: Da hat man im bedrohten, dubiosen Wien, in der Stille einer schönen Wohnung Gespräche über die Dankbarkeit, gar über die metaphysische Dankbarkeit der Hellenen, mit einer Intensität geführt, als gäbe es nichts Wichtigeres auf der Welt, auf der untergangreifen Welt. Und ich verneine auch heute nicht die Berechtigung solcher Gespräche zu solcher Stunde. Es war ja nicht so, daß ein Archimedes versonnen zum Mörder gesagt hätte: Störe mir meine Kreise nicht! Nein, niemand hat die Mörder klarer kommen sehen, niemand klarer öffentlich gewarnt als Hildebrand.

Überhaupt zerfällt mein Erinnerungsbild von Österreich in zwei Hälften, die kontrastieren: Friede und Unfriede, manchmal sich berührend. Einmal fuhr ich aus Wien weg und besuchte einen Freund, einen Kaplan in einem abgelegenen Alpendorf. Regungslose Stille dort. Das Leben der Menschen wie vor hundert Jahren. (In der Nähe befand sich, wie ich später erfuhr, eines jener weltverlorenen Dörfchen, die, ohne Telefonverbindung mit der Umwelt, jene kurzfristig abgesagte Schuschnigg-

Volksabstimmung ahnungslos dennoch durchführten und dann, vier Wochen später, die Hitlerabstimmung; wie zu erwarten, beide Male mit etwa hundertprozentigem Ja.) Aber auch in der Stille schien knisternde Veränderung vor sich zu gehen – eine Erinnerungstäuschung? Ich weiß noch, wie ich mich wunderte, daß über dem windstillen Tal die Wolkengebirge sich so schnell umbauten – ein Bild, das ich wohl nicht behalten hätte, wenn es nicht Sinnbild gewesen wäre.

Ich wußte ungefähr, wie gefährdet Hildebrand war. Genauer erfahren habe ich es erst Jahrzehnte später, als ich seine »Erinnerungen« zu lesen bekam und die parallelen Akten in Ebneiths Buch fand.

Es gibt einen Bericht in den »Erinnerungen« über die Begegnung mit dem Chef des österreichischen Sicherheitswesens, Hofrat Dr. Ludwig Weiser, Anfang 1935, der ihn in sein Amt gebeten hatte. Hildebrand hatte es nicht eilig hinzugehen und wurde dann, als er endlich ging, durch eine Eröffnung überrascht:

»Als ich in das Zimmer trat und mich ihm vorstellte, sagte er zu mir: ›Wie fühlen Sie sich?‹ Er war ein intelligent aussehender Sherlock Holmes-Typus, feste klare Züge und ein sehr ruhiges und unbewegtes Gesicht. Ich verstand nicht, was er mit dieser Frage wollte, antwortete aber darauf: ›Ich fühle mich sehr gut.‹ Darauf sagte er zu mir: ›Wissen Sie, für mich als Chef der Staatspolizei wäre ein Fememord etwas sehr Unangenehmes.‹ Ich verstand natürlich gleich, auf was er anspielte, und sagte: ›Gewiß, auch für mich wäre es äußerst peinlich.‹ Darauf sagte er: ›Wir haben natürlich unsere Spitzel, die erfahren, was im Nazi-Untergrund vorgeht, wovon Sie nichts wissen können. Wir wissen, daß beschlossen worden ist, Sie aus dem Weg zu räumen. Darum müssen Sie besondere Maßnahmen ergreifen, um sich zu schützen. Ist Ihr Name an der Türe Ihrer Wohnung?‹ Ich antwortete: ›Gewiß.‹ Er sagte: ›Das ist ein großer Fehler.‹ Nicht nur muß Ihr Name dort verschwinden, sondern Sie dürfen auch nicht im Adreß- und Telefonbuch stehen. Empfangen Sie auch Menschen bei sich, die Sie nicht kennen?« Als Hildebrand bejaht, sagt der Hofrat wieder: »Das ist ein großer Fehler ... Sie dürfen niemand in die Wohnung hereinlassen, den Sie nicht genau kennen.« Es folgen weitere Anweisungen, die der Hofrat dann so begründet: »Ein beliebter Trick dieser Leute ist, jemand eine Chlorophormmaske aufzustülpen und ihn dann zu erstechen. Bis dann zufällig Ihre Frau ins Zimmer kommt, ... ist der Mörder längst über alle Berge.«

Es folgen weitere, es folgen geradezu unzählige Sicherheitsanweisungen. Am Schluß fügt der Hofrat noch trocken an: »Es kann sein, daß man sich damit zufrieden gibt, Ihnen die Augen auszustechen, statt Sie umzubringen.«

Ich will auf die klugen pädagogischen Hintergedanken des österreichisch anspielungsreich sprechenden Hofrats nicht eingehen, ich zitiere sogleich, was jetzt in den »Erinnerungen« folgt: »Ich dankte ihm sehr für seine Warnung. Es machte mir natürlich einen gewissen Eindruck, aber ich kann nicht sagen, daß mir auch nur von Ferne der Gedanke gekommen wäre, mich zurückzuziehen, das heißt: meine politische Tätigkeit aufzugeben, um der Gefahr auszuweichen. Obgleich ich, wie ich schon öfters erwähnt habe, physischen Gefahren gegenüber furchtsam bin, hatte ich keine Angst; ich war nicht eingeschüchtert durch das, was mir Hofrat Weiser gesagt hatte. Denn das Bewußtsein, einen gottgewollten Kampf zu führen, gab mir einen großen inneren Frieden. Auf das arme Gretchen aber wirkten die Worte von Weiser, als ich sie ihr erzählte, sehr beunruhigend. Sie lebte von da an in großer Sorge um mein Leben

und ging daher fast immer mit in mein Kolleg, obgleich mir auf diesem Weg keine besondere Gefahr drohte und Gretchen im Falle eines Attentates kein Schutz gewesen wäre.«

Auf die nächste Auslandsreise gab ihm übrigens der Hofrat Polizeischutz mit. Hildebrand hat in der Folge, wie es bei seinem Temperament, bei der Unbekümmertheit, die ihm eignete, nicht anders zu erwarten war, die Anweisungen nur sehr unvollkommen befolgt; Jahrzehnte später gibt er es, gewissermaßen kopfschüttelnd, in seinen »Erinnerungen« selbst zu.

Eine interessante Entwicklung trat anderthalb Jahre später ein, nämlich im Spätsommer 36. Seit dem perniziösen »Abkommen« vom Sommer 36 ließ allenthalben die Gefährdung nach. Aus der Universität verschwand die Unruhe bis auf geringe Reste. Und das blieb das ganze Jahr 37 hindurch. Der »Anschluß« – und das war der Grund der Beruhigung – und damit die Rache Stunde, jetzt rückten sie beide in immer verlockendere Nähe, das heißt: die Schurken konnten sich gedulden. Die Welt war getäuscht.

So hatte auch ein haßtriefender Brief Papens an Hitler über Hildebrand keinen Erfolg; in diesem (in Ebneths Werk abgedruckten) Brief vom 30. April 1937 wird Hildebrand emporstilisiert zum Haupt und »Inspirator« einer internationalen verschwörungsartigen Gruppe, deren Ziel der »Sturz der nationalsozialistischen Regierung« sei. Papen kündigt seinem »Führer« großspurig an, er habe nun einen »ganz großen Schlag« gegen den österreichischen Teil der Verschwörung vor, habe schon alles vorbereitet, besonders gegen den »sattsam bekannten ausgebürgerten Emigranten Professor Dietrich von Hildebrandt (sic), den Herausgeber des Christlichen Ständestaates«. Er, Papen, habe sich schon mit Himmler ins Benehmen gesetzt. – Die Emporstilisierung Hildebrands dürfte übrigens mehr Haßphantasie Papens als Wirklichkeit gewesen sein.

Hitler hat dann offenbar kein grünes Licht gegeben. Er hatte ja den Plan, alle Welt einzulullen, zuallererst die schalmeienempfindlichen Österreicher. Und tatsächlich setzte sich Schuschnigg still an seinen Schreibtisch und schrieb, von mittelmäßigen Mitarbeitern unterstützt, ein dickes, kreuzbraves Buch »Dreimal Österreich«, das Ende 37 erschien.

Natürlich ist Hildebrand von einer bangen Frage manchmal heimgesucht worden, von der Frage nämlich, ob dieser lange, dieser aufreibende, lebensgefährliche Kampf letztlich nicht doch ziemlich wirkungslos gewesen sein könnte. Ich erinnere mich: Als er im Gespräch einmal unversehens sagte: »Es waren schöne Zeiten in München«, da lag in der – bei ihm ganz ungewohnten – Wehmut wohl auch diese Frage. Sie ist ihm plötzlich beantwortet worden.

Das kam so: Hildebrands Schwager Theodor Georgii, Bildhauer – er war der Lieblingsschüler des alten Hildebrand gewesen – lehrte damals an der Akademie der bildenden Künste in Wien. Er mußte 1937 bei dem deutschen Gesandten in Wien, also bei Papen, einen Besuch machen. Ich überspringe die Gründe, die sich in den »Erinnerungen« finden. Nun war Georgii schon lange mit dem Professor Pater Alois Mager, einem Mystik-Spezialisten, befreundet, der seinerseits mit Papen, bereits seit Ende der zwanziger Jahre, bekannt war. Georgii nahm Mager zur Audienz in die Gesandtschaft mit. Nach der Unterredung eilte Mager sogleich zu Hildebrand und berichtete (was der Schwager ihm später nur bestätigen konnte) ein kostbares Detail.

In den »Erinnerungen« spiegelt sich der ganze Vorgang so:

»Sie gingen hin, und alles verlief zur Zufriedenheit. Für mich aber brachte der Besuch eine große Befriedigung. Pater Alois erzählte mir, daß unter anderem das Gespräch auf mich und auf meine Zeitschrift kam. Papen sagte: *»Dieser verdammte Hildebrand ist das größte Hindernis für den Nationalsozialismus in Österreich. Das ist der größte Schädling.«* Diese Äußerung machte mir große Freude. Also war meine Arbeit und mein Kampf in Österreich doch nicht ganz umsonst gewesen.« In der Berchtesgadener Unterredung hat dann Hitler ausdrücklich den Professor Hildebrand genannt als einen der auszuschaltenden Schädlinge. (Siehe Ebneht, S. 253.)

Die Gefährdung kehrte wieder; mit der grausamsten Plötzlichkeit: am Tag des Einmarsches. Das Wort »Einmarsch« trägt. Auf dem Flughafen landete noch in der Nacht, als die deutschen Truppen im Westen die Grenze zu passieren begannen, eine Vorausabteilung der Geheimen Staatspolizei mit Himmler, dort bewillkommt von erlesenen Wiener Genossen. Die schon laufenden Verhaftungen erhielten nun System.

Am Nachmittag dieses Tages packte das Ehepaar Hildebrand in größter Eile die dringendsten Sachen für die Bahnfahrt zur nächstgelegenen Grenze. Hildebrand hat später über diesen Tag mehrmals mündlich Bericht gegeben, dem ich hier folge. Man mußte zum Abendzug an den Ostbahnhof kommen, Freunde halfen, man benötigte Taxis. Auf dem nahe gelegenen Standplatz »Michaeler Platz« stand zunächst keines. Hildebrand erzählte später, daß Wien in wenigen Augenblicken eine andere Stadt geworden war. Die Freunde gingen zu Fuß weiter, an der Staatsoper fanden sie Taxis. Kurz, der Zug wurde erreicht; er war voll von flüchtenden Menschen. An der Grenze hatte die Kontrolle noch nicht voll Platz ergriffen. Es geschah folgendes: Die Inhaber österreichischer Pässe wurden zurückgehalten, meist wieder nach Wien geschickt. Unglaublicherweise verwehrten auch die Nachbarstaaten scharf die visumlose Einreise von Österreichern, erschwerten z. T. die Visumserteilung und hatten so an der Falle mitgebaut, die Österreich jetzt darstellte. (Hunderte Wiener Juden begingen in den nächsten Wochen Selbstmord, wobei man bedenke, daß die Selbstmordrate bei Juden erstaunlich niedrig ist.) Das Ehepaar Hildebrand – der Sohn überquerte die Grenze an einer anderen Stelle – kam mit seinen Schweizer Pässen anstandslos über die Grenze. Drei Stunden später tauchten in der Hildebrandschen Wohnung, in der das Dienstmädchen zurückgeblieben war, drei Gestapobeamte in Zivil auf, welche die Wohnung durchsuchend, vor allem nach Hildebrand fahndeten.

Ein Geschehnis aus dieser Nacht verdient festgehalten zu werden. Gegenüber der Wohnung befindet sich das zur Michaeler Kirche gehörende Kloster. Den Fenstern der Hildebrandschen Wohnung liegen die Fenster des Klosters in der schmalen Habsburger-Gasse genau gegenüber. Ein Pater, der sich zum Frühgebet erhoben hatte, sah, wie er später berichtete, daß im Morgengrauen, als er zufällig aus dem Fenster schaute, in der Hildebrandschen Wohnung ein Unbekannter, offenbar ein Gestapomann, mit einem Hut Hildebrands auf dem Kopf, im Fenster lehnte.

III. Die Mythophilen und ihr Gegner

Als wir jung waren, haben wir in einer mythophilen Zeit gelebt. Im geistigen Leben begann das ungeistige Unheil. März 1929: Ich hatte gerade das zweite Semester hinter

mir, ich ging aus Neugierde in die Abiturfeier meiner alten Schule, die in einer deutschen Kleinstadt stand. Siehe da, es sprach ein mir bekannter Schüler, er hielt die Dankrede, wie sie seit jeher dazugehörte. Er sprach frisch, aber es wurde dann doch die konventionelle Rede über jene vergangenheitsbesonnene Dreiheit: Antike, Germanentum, Christentum. (»Germanentum« ging wohl manchmal in »Deutschtum« über.) Ach, diese unlösbare Dreiheit, sie war ein Ohrwurm damals, an humanistischen Gymnasien und anderswo.

Der junge Redner versprach dem dreifachen Erbe Treue und schloß dann, verhältnismäßig schnell, mit innig-festem Ton: »Du aber, deutscher Geist, führe das Steuer!«

Gewiß, ich hatte ein ungutes Gefühl in diesem Augenblick. Aber vielleicht habe ich gleichzeitig, jung wie ich war, knapp zwanzig, mir gesagt: »Nun ja, man darf allerhand Gedanken in die Luft zeichnen, auch unlogische.« So dachten ja alle.

Ich sollte bald anders denken lernen. Als ich, die Universität wechselnd, bald darauf Hildebrand kennenlernte, begann mein Erwachen. Ich lernte: Es gibt luftige Waffenwerkstätten, welche die Leichenfelder der Geschichte vorbereiten. Ich begriff, daß man kämpfen muß im geistigen Leben. Nicht nur gegen den Schlußsatz jener Rede! Nein, schon gegen jene Dreiheit, jene höchst undifferenzierte Verschmolzenheit – sie war verquast, wie man heute sagen würde. Wer viel verwischt, wird viel verharmlosen. Da hatte doch der junge Redner, ein braver Katholik, ich kannte ihn ja gut, seiner Kirche in aller Harmlosigkeit – ohne es zu merken – einen Tritt gegeben, indem er sie für steuerungsbedürftig erklärte und der dümmsten Fremdsteuerung anvertraute.

In Österreich war die Unklarheit noch schlimmer, ich lernte sie Anfang 1933 bei einem Besuch näher kennen. Jener betörende Dreiklang war den meisten Akademikern heilig. Wo waren Entmythologisierer? Gewiß, die Sozialdemokraten dachten anders. Freilich mythophil ebenfalls. Weil sie den Anschluß ersehnten (gewiß keinen braunen), weil sie manchmal auf die Schwarzen starteten, als wären diese ihnen so gefährlich wie die Braunen! Mir schienen in diesem schönen Land die Begriffsträumer sich zu vermehren – was der besten österreichischen Überlieferung widersprach; man denke an Grillparzer oder Nestroy, diese herrlich Nüchternen! Das Land war vielleicht krank; Fanatiker gab's in allen Lagern. Man hatte eigentlich die Pflicht, die Österreicher darauf aufmerksam zu machen, in welche Gefahren sie, besonders mit ihren anschlusselfeligen Träumen, taumeln könnten.

Dieser Pflicht gehorchte Hildebrand. Seinen Kampf gegen Mythophilie und Idolatrie gilt dieses Kapitel. Er hatte schon immer gesagt, daß es unmöglich sei, gleichzeitig Katholik und Nationalist zu sein, und er hatte die damals für viele Menschen – so auch für jenen Abiturienten – sehr quälende Frage, ob man zuerst Katholik oder Deutscher sei, also die Frage, welche der beiden Prägungen tiefer reiche und elementarer verpflichte, ebenso die verwandte Frage, ob eine motivierende Kraft für den Glauben darin liege, daß es schon der angestammte »Glaube der Väter« gewesen sei, längst in seinen Schriften beantwortet. Ebenso die alte Frage: Fühle ich mich nicht einem fremden Christen viel verbundener als einem Connationalen, der kein Christ ist? Ich komme darauf zurück.

Er wußte sich mit Dollfuß einig – wobei man bedenke, daß der Kanzler kein homo theoreticus war. Weltanschaulich einig! Das heißt nicht, daß Hildebrand manche Fehler, die die Regierung machte, nicht erkannt hätte. Das Problem begann bei den

Dollfuß-Anhängern. Wie stand es mit deren politischem Weltbild? Ich unterscheide das innen- und das außenpolitische Bild.

Innen: Sie sahen zwei mächtige Gefahren einander symmetrisch gegenüberliegen. Die sozialdemokratische und die braune. Beide fast gleich groß, beide gleich drohend. (Von der braunen leise hoffend, daß sie sich vielleicht doch »mausern« werde.) Nichts verderblicher als eine solche künstliche Symmetrie. Heute sieht man, daß hier der Vereinfachungstrieb und das wishful thinking Pate standen; damals hat, als eine der wenigen, Hildebrands Wochenzeitung dargelegt, daß z. B. die kulturkämpferische, antiklerikale Tradition der Sozialdemokraten unvergleichbar mit dem Kirchenhaß der Braunen sei: dort ein »Akzidens«, hier Ursubstanz. Wobei Hildebrand den braunen Kirchenhaß nur als Teil eines noch größeren, tieferen Hasses sah, welcher aller religio und pietas, ja aller Menschlichkeit, von Äschylus bis heute, gelte. Geschichtsliebenden Menschen wie den Österreichern war schwer klarzumachen, was in der Geschichte noch kaum vorgekommen war.

Außen: Das Zauberwort hieß »Schutzwall«. Tausendfach gebraucht in der Verbindung: »Schutzwall gegen den Bolschewismus«. Daß Österreich an einem Schutzwall gegen die der ganzen Welt feindliche braune Pest zu arbeiten habe, kam ihnen nicht in den Sinn, obwohl es Dollfuß ihnen gesagt hatte. Es ist, wie wenn man auf eine am Horizont lagernde Gewitterwolke blickt, ohne sich gegen den Wolkenbruch schützen zu wollen, der zu Häupten losbricht.

Das sollte man beachten, wenn man Hildebrands Kampf ins Auge faßt – aus dem hier nur ein kleiner Teil herausgegriffen sei: was er gegen jene akademische Lieblingsvorstellung ins Feld zu führen hatte, gegen jenen Dreiklang aus den drei offenbar ranggleich verstandenen Bestimmungsmächten unserer Existenz.

Er fand schon die Ziffer »drei« falsch. In seinem Vortrag »Die Juden und das christliche Abendland« hat er 1937 das Vergessen, das stete Ignorieren des vierten Faktors gerügt und seine eigene frühere Neigung zu solcher Vergeßlichkeit eingestanden:

»Als ich einst mit Theodor Haecker ... über die Faktoren sprach, die das geistige Antlitz des christlichen Abendlandes geformt haben, sagte er mir eindringlich: ›Vergessen Sie Israel nicht!‹« Ich darf eine Erläuterung einschieben. Hildebrand, der wie sein Vater ein großer Verehrer der Antike war – er nennt (in demselben Vortrag) das Griechentum den »Urquell« unserer Kultur –, mag tatsächlich den Einfluß des alten Israel bei Betrachtung der »Faktoren« manchmal unterschätzt haben, weshalb Haecker »eindringlich« wurde. – Hildebrand fährt fort:

»Dieser Einfluß auf das Denken, Vorstellen und Fühlen des Abendlandes vollzog sich vor allem durch die Liturgie. Die Liturgie der Kirche setzt sich zum großen Teil aus dem Alten Testament zusammen ... und hat mit diesem auch viel von dem Geist des jüdischen Menschheitsvolkes aufgenommen. Der Einfluß der Liturgie aber kann nicht hoch genug angesetzt werden. Bedenken wir, wie tief die geistige Welt des Breviers die Ordensleute und Priester im Mittelalter formte und welch führende Rolle dem Klerus im Aufbau der geistigen Welt des Mittelalters zukam. Durch über tausend Jahre war das Brevier die tägliche geistige Nahrung der intellektuell führenden Schicht.« Das Wort »Menschheitsvolk«, das gefallen ist, wird durch einen anderen Passus des Vortrages klar (der übrigens vor einem vornehmlich jüdischen Publikum gehalten wurde, weshalb der streng theologische Aspekt in den folgenden Sätzen

etwas zurückgestellt ist, die gleichwohl Hildebrands genaue Überzeugung wiedergeben): »Christus sprach zur Menschheit, indem Er zu dem Volk Israel sprach, und die Antwort Israels auf Seine Epiphanie war die Antwort der Menschheit... Ist die Diffamierung und Entwürdigung der Juden nicht ein direkter Angriff auf den Deus incarnatus...?«

Dabei war sich Hildebrand bewußt, wie schwierig, wie mißlich es ist, Volks-, Stammes-, Nationalcharaktere ins Spiel zu bringen (etwa den Geist des alten Israel), die ja weder genau konturiert noch konstant sind. Man muß es trotzdem versuchen. Einen weiteren Versuch werde ich bald zu schildern haben.

Die Dreizahl ist also falsch. Noch falscher, noch verhängnisvoller die suggerierte Rangleichheit, diese Vermählbarkeit der drei – die summierbar, erfreulich koexistenzfähig gewiß sind. »Wie können Sie überhaupt Germanentum und Christentum in einem Atem nennen!« rief ein Guardini-Schüler in einer kleinen Gesprächsrunde (ich erinnere mich genau, obwohl's schon 1939 gewesen ist), nachdem ein Österreicher die Dreiheit hergebetet hatte, und jener setzte seinen Ausrufesatz etwa so fort: »Das eine ist eine Prägung, hinzunehmen! Kann beglückend sein. Das andere ist ein freier Entscheidungsschritt, eine Wahl, die man trifft. Etwas ganz anderes! Siehe Taufe! Siehe Konversion zum Beispiel. Das eine bestimmt die Farbe meines Lebens, das andere seinen Kern.«

Es war eine Parallele zu dem, was ich bei Hildebrand gelernt hatte – wie überhaupt Guardinis gewiß zensurgehemmtes (er publizierte ja in Deutschland) weltanschauungskritisches Schrifttum in jenen Jahren eine Parallele gebildet hat. Hildebrands Kampf ging ebenfalls von seiner Sicht des Glaubens aus. Die eben gemachte Entgegensetzung von Prägung und Wahl war nach seinem Herzen. Er ging vielleicht noch weiter.

Im einzelnen: Er liebte nicht den Ausdruck »Der Glaube der Väter«, noch weniger die manchmal versuchte Beheimatung, Verankerung des Glaubens im Herkommen, wie sie in dem schrecklichen, auch in Österreich manchmal gebrauchten Ausdruck vom »angestammten Glaubensgut unseres Volkes« zum Ausdruck kommt. »Wenn's nur auf den Glauben der Väter angekommen wäre, dann wären wir heute alle noch Heiden«, so etwa im Gespräch. Ihm schien wichtig, daß man, im Sinne der Schrift, Vater und Mutter verlasse. Denn keiner wird hineingeboren ins Christentum; jeder muß es wählen, wenn er dazu erwacht. Wobei es freilich für die Wahl unendlich hilfreich sein kann, wenn man in eine echt christliche Atmosphäre und »Welt« hineingeboren worden ist. Hildebrand sagt weiterhin (und folgt hier der klassischen katholischen Lehre): Glaube ist Gnade und Menschenwille zugleich, so paradox dies klingen mag. Da er Gnade ist, kann kein Besitzerstolz oder Wahrheitsstolz entstehen – noch weniger Unduldsamkeit –, da man ja nur dankbar für die empfangene, die unverdiente Gnade sein kann.

So war der Glaube, in seinen Augen, zwar das Gegenteil von Irrationalismus – scio, cui credidi, so hat er gern den Apostel zitiert –, aber das Wirken des Willens hat er natürlich immer betont und in Münchner Vorlesungen um 1930 manchmal das Bild des Sprunges gebraucht. (Es gibt das alte Wort »Glaubensmut«, so noch im West-östlichen Divan Goethes, ein Wort, in dem die alte Sicht, halb verweltlicht, weiterlebt.)

In den dreißiger und vierziger Jahren war man offen für solche Paradoxie; Hildebrands Auffassung ist kürzlich publiziert worden: »Der Glaube ist eine von Gott

verliehene Gnade; dennoch verlangt er eine große Kooperation unsererseits: Qui fecit te sine te, non te iustificat sine te (Augustinus) ... Einerseits ist der Glaube reine Gnade – wir könnten ihn uns nie selbst geben – andererseits ist er eine freie Antwort unsererseits. Diese beiden Tatsachen sind geheimnisvoll ineinander verwoben.« (S. 96f. in »Über den Tod«. St. Ottilien 1980.) Ich habe von den dreißiger und vierziger Jahren gesprochen und möchte zitieren, was Werner Bergengruen 1943 sich notiert hat: »Der Glaube als ein Akt des Willens ist vergleichbar dem Sprung über eine Hürde, bei dem nach einem alten Wort der Reiter zuerst sein Herz über das Hindernis werfen muß.« (S. 17 in »Geliebte Siebendinge. Aus den nachgelassenen Aufzeichnungen«. Zürich 1972. – Unnötig zu sagen, daß die vorgestellten Thesen Guardinis, Hildebrands und Bergengruens Verkürzungen darstellen. Hildebrand selbst hat a. a. O. auch von jenen »Stufen« des Glaubens gesprochen, wo er »von der Umgebung und Tradition getragen ist«.)

In der Hildebrandschen Sicht hebt sich der Glaube besonders deutlich von empfangenen Prägungen ab, z. B. von der Nationalität. Wenn ein Künstler schafft, wenn ein Denker denkt, wäre der darauf zielende Wille: deutsche Werke zu schaffen oder deutsch zu denken, nur eine Voraussetzung für Peinlichkeiten, für Mißlingen. Nationale Qualitäten entstehen im Rücken des Bewußtseins. Ganz anders der Glaube. Die Nationalisten haben alles vermischt: den Glauben entsakralisiert und die Nation sakralisiert und damit ein metaphysisches Bedürfnis rattenfängerisch mißbraucht. Die Nationalisten taten es halbbewußt, die Braunen schamlos. Es begann oft mit jenem metaphysischen Dreiklang, aus dem schon jener Abiturredner in den nackten Nationalismus geglitten war.

Ich werde aus zwei Aufsätzen Hildebrands, 1935 in seiner Zeitschrift in Wien publiziert, größere Teile zitieren. Es geht um das Wesen des Nationalsozialismus, das den Österreichern so schwer aufzuschließen war, das aber zu diesem Zeitpunkt auch vielen anderen, z. B. Thomas Mann, noch nicht recht aufgegangen war – der dann Gott sei Dank sehr bald klarer zu sehen begann und im Jahre 1936 auch Hildebrands Ansichten über den Nationalsozialismus Beifall zollte, ich darf das einschalten: Der 9. Juni 1936 taucht gleichermaßen in Manns Tagebüchern und Hildebrands Erinnerungen auf. Das kam so: An diesem Tag hörte Mann auf einem Budapester Kongreß eine scharf antinazistische Rede Hildebrands. Er ging nach der Rede spontan auf Hildebrand zu und erklärte ihm volle und herzliche Zustimmung.

Der erste Aufsatz, dessen Überschrift »Endlich klare Entscheidung!« mit einem Ausrufezeichen endet, stellt eine Mahnung an Regierungskreise dar, welche damals leider anfangen, das Verhältnis zum sogenannten »Brudervolk« und »Bruderstaat« in der Weise zu entspannen, daß man den Gedanken zurückstellte, daß dieser liebe Bruder ein Niedergeworfener, des freien Wortes durch einen Knebel Beraubter war. Hildebrand schreibt:

»Die Äußerungen einer maßlosen, wahnsinnigen Hybris, die die nationalsozialistische Epoche auf dreißigtausend Jahre beziffert (Himmler), ... die den Unterschied zwischen einem Menschen höherer (sprich deutscher) und niederer Rasse für größer erklärt als den zwischen Affen und Menschen niederer Rasse (Hitler), ... haben das Ethos dieser Bewegung zur Genüge geoffenbart. Die Morde des 30. Juni, bei denen über tausend Menschen ohne Gericht beseitigt wurden, und nach denen der Reichskanzler sich als den inkarnierten obersten Gerichtshof erklärte, mußten jedem

Menschen guten Willens zeigen, wes Geistes Kind die Führer dieser Bewegung sind ... Man sehe doch endlich, worum es immer und überall im Nationalsozialismus geht, wovon er zehrt und lebt ... sei es die Einsperrung von Mitgliedern der Bekenntniskirche in Konzentrationslagern; ... seien es die Fememorde auch in fremden Ländern oder der mit nordischer List und Gangstermethoden durchgeführte Menschenraub im Ausland ... oder die Erklärung Goebbels': »Ich schätze jede arische Prostituierte weit höher als eine jüdische Ehefrau« – es geht hier um einen radikalen Abfall nicht nur vom Christentum in seinem religiösen Gehalt, sondern von alledem, was in zweitausendjähriger Kultur, aus dem Geiste des Christentums, auf ethischem, rechtlichem, intellektuellem und kulturellem Gebiet in die Menschheit eingedrungen ist. Es geht ... um ein Sich-Ausschließen aus der Gemeinschaft des Menschlichen. Wenn dieses Dritte Reich ... sich nun mit allen Mitteln der modernen Kriegstechnik rüstet, um fremde Staaten mit Gewalt in seine Barbarei hineinzureißen, wenn es zum Kriege gegen das ganze Abendland sich vorbereitet – so müssen alle anderen Zwigigkeiten und Gegensätze zurücktreten, so dürfen ... keine vergangenen politischen Gegensätze die klare Entscheidung trüben, vor die wir gestellt sind ... Niemand kann es verantworten, noch heute infolge nationaler Affekte oder einer mißverstandenen Pflicht des Bruderherzens in der klaren Entscheidung zu schwanken.« (Er meint mit den »Zwigigkeiten und Gegensätzen« natürlich die alten, jetzt überwindungsreifen Gegensätze der Schwarzen und Roten.)

Kann man eine so undeutsche Bewegung wie den Nationalsozialismus und die aus ihm hervorgegangene Regierung in einem kulturellen Sinne überhaupt »deutsch« nennen? Ansatzpunkte mag es gewiß mannigfaltige gegeben haben in Auswüchsen des sogenannten deutschen Nationalcharakters, wie sie im 19. und 20. Jahrhundert zu beobachten waren, im ganzen aber sei, das ist gemeint, die braune Bewegung einem Geschwür am sogenannten Volkskörper zu vergleichen, das seine Entstehung, um das altmodische Bild fortzuführen, weniger den schlechten Körpersäften als extrakorporalen Krankheitsträgern verdanke; der Ausdruck »Pest« begegnet da mehrmals.

Von den »Ansatzpunkten« wird noch die Rede sein. Zunächst aber ist vom erwähnten Kontrast, von der Krankheit, zu sprechen. In einem kleinen Artikel vom 31. 3. 1935, es ist ein »Vorspiel« zu unserem Aufsatz, wird dieser Kontrast packend erläutert, nachdem auf eine lichtgebende Parallele hingewiesen worden ist: auf den Stalinismus. »Niemand wird in Versuchung kommen, in der bolschewistischen Regierung«, das war der damals noch häufige, populäre Ausdruck für die Sowjet-Regierung (auch noch in den dreißiger, den stalinistischen, Jahren), »noch Spuren des Geistes von Gogol, Dostojewsky, Tolstoi, Solowjoff wiederzufinden und die Regierung in anderem Lichte als dem einer Geißel für Rußland zu betrachten.« Er fährt fort:

»Für alle Österreicher sollte es in einem Augenblick, da Österreich die Wahrung echten, wahren Deutschtums anvertraut ist, doch endlich auch klar sein, daß Nationalsozialismus und Deutschtum unversöhnliche Gegensätze darstellen. Man überlege einen Augenblick, wie Schiller, Goethe, Beethoven ... über den Nationalsozialismus denken würden! Man vergegenwärtige sich die hohe, edle, universale Geistigkeit des wahren Deutschen, seine Liebe zur Welt des Geistes, ... seine metaphysische Sehnsucht, seine vornehme Stille und dann das hohle, künstlich gemachte, aufdringliche, triviale Gebaren des Nationalsozialismus, ... seine in lächerlichem Triumph vorgetragene Leugnung jeder objektiven Rechtsordnung und der

elementarsten Grundlagen der Sittlichkeit! ... Wahrlich, die nationalsozialistische Regierung ist nicht berufen, Klage gegen den Versailler Vertrag zu erheben, denn sie schlägt dem Deutschtum tiefere Wunden, als es irgendein noch so rücksichtsloser Sieger von außen je vermöchte ... Österreich wird sich durch Phrasen über den mutig zerrissenen Versailler Vertrag nicht verwirren lassen.«

Man fragt natürlich, wie Hildebrand diese Krankheit, diese geistige »Pest« entstehen sah. Da gibt es eine tastende Antwort, welche der Urmotivation nachforscht, dann gibt es eine zweite Antwort, welche das Sekundäre, die »Ansatzpunkte« berührt. Die erste Antwort findet sich in dem erwähnten Aufsatz »Endlich klare Entscheidung!«, in dem auf jenen berühmten Programmpunkt angespielt wird, in dem sich die braune Partei auf den »Boden des positiven Christentums« stellt, die Religion also bejaht, aber nur, soweit sie »dem germanischen Rasseempfinden« nicht widerspricht. »Mit diesem Programmpunkt«, so heißt es, »ist für den denkenden Menschen nicht nur das Christentum, sondern jede Religion ein für allemal ausgeschaltet ... Nicht Rosenberg, Schirach, Reventlow, Hauer, Bergmann ... sind das Übel, sondern der Nationalsozialismus als solcher ist die Pest ... Diese Männer (wie Rosenberg) sind wenigstens ehrlich, und sie sprechen nur deutlich aus, was die eigentliche ›forma‹ des Nationalsozialismus darstellt, sein tiefstes Wesen: Der größtenwahnsinnige blasphemische Hochmut, das Gott-spielen-Wollen, der überspannteste Relativismus und Subjektivismus, den die Welt bisher sah ... Wir müssen all denen dankbar sein, die dem heuchlerischen Nationalsozialismus ... die Maske vom Gesicht reißen.«

Heute weiß man aus Goebbels' Tagebüchern, daß der »Führer« am 28. 12. 39 zu ihm sagte: »Am besten erledigt man die Kirchen, wenn man selbst sich als positiven Christen ausgibt.« So schon am 22. 2. 37: »Christentum heißt die Parole zur Vernichtung der Pfaffen ...«

Nun zu den »Ansatzpunkten«! Am 1. Dezember 1935 geht Hildebrands Leitartikel noch einmal auf »Wahres Deutschtum« ein, so die plakative Überschrift des überlangen Leitartikels, welche ein Schlagwort von damals aufgreift; denn schon geisterte allenthalben durch den österreichischen Staat die masochistische Selbsterkenntnis, er sei »der zweite deutsche Staat«, eine Bezeichnung, die dann wohl auch auf Vorschlag Hitlers Mitte 36 offiziös wurde. Eine der größten Torheiten Schuschnigg's! Denn die subkutane Semantik ließ nun zum großen Bruder aufschauen – er sei der erste und erstklassig wohl auch. – So verdunkelte sich die Ahnung, daß dieser Bruder, ein Kerkermeister eher als ein Bruder, vielleicht ein neues Kanonenfutter benötigender Eroberer werden könnte. Hildebrand hat sich allerdings das kulturelle Thema vorgenommen. Sind es kulturell »Bruderstaaten« im Augenblick? Wo ist deutsches Leben? Was heißt »deutsch«? Natürlich war ihm immer bewußt, daß Nationalcharaktere ungenau und inkonstant sind. Aber man mußte in die Diskussion eingreifen; man mußte, so ungern man es tat, mythisch umwitterte, morbid verwischte Wörter wie »Deutschtum« hinschreiben; man mußte mit einem Grobraster arbeiten, Pauschales sagen; anders war das mythophile Publikum nicht zu erreichen. Man mußte auch die Idee der deutschen Nation vom Idol der Nation trennen.

Die Hauptfrage geht Hildebrand so an: Welche Werke sind nach der communis opinio typisch deutsch? Er nennt z. B. die Kantaten Bachs oder dessen Matthäus-Passion. Auch Goethes Lyrik oder »Des Knaben Wunderhorn« oder das Gesicht Bamberg's empfinde man ganz unwillkürlich als deutsch. (Nebenbei bemerkt: Er hat

auch das Österreichische für deutsch gehalten, für einen verhältnismäßig selbständigen »Zweig« allerdings.)

Er zieht dann ein gewisses historisches Fazit: »Dem Deutschen eignet eine organische Verbindung von Herz und Intellekt ... Eine spezifisch unfrivole Tiefe, ... ein ausgesprochen metaphysischer Zug, der alles ernst zu nehmen fähig und geneigt ist, zeichnet ihn aus ... Er braucht etwas, für das er sich begeistern und hingeben kann ... Er liebt die ihn ergänzende Geistesart des Romanen ... Ja, der Deutsche gelangt durch die Berührung mit fremder Geistesart erst zur vollen Entfaltung seines Eigenwesens, das spezifisch nach Ergänzung verlangt und ihrer bedarf.«

Man ahnt, wo »Ansatzpunkte« liegen. »Der erwähnte metaphysische Zug des Deutschen, der es ihm unmöglich macht, längere Zeit zu leben ohne etwas Großes, an das er sich hingeben kann, trägt auch die Gefahr der Idolbildung in sich ... Verliert er den Glauben an den wahren Gott, ... so schafft er sich Götzen, die er mit fanatischer Glut anbetet ... Er ist in Gefahr, aus allem eine Weltanschauung zu machen. Der Nationalismus bleibt bei ihm nicht, wie bei dem viel nüchterneren Engländer oft, eine egoistische Selbstbehauptung ..., sondern wird leicht zur Vergottung der Nation, wie es das anmaßende, törichte Wort: Am deutschen Wesen soll die Welt genesen, zum Ausdruck bringt. Was sonst politische Staatsomnipotenz bleibt, eine nüchterne, egoistische Allmacht der Staatsraison, sucht er durch seine Theorie des Staates als Niederschlag der objektiven Weltvernunft zu verbrämen. Selbst die libertinistische Bohème der Schwabinger schuf sich eine »Metaphysik des Unterleibes«. Der Deutsche ist immer in Gefahr, hinter allem »Urtiefen« zu suchen und die Dinge nicht beim rechten Namen zu nennen.«

Wie man merkt, liegt hier ein »Ansatzpunkt«. Weitere solche Punkte werden in der Folge von ihm genannt, an denen in Deutschland und Österreich die braune Weltanschauung anknüpfen konnte; z. B. kommt auch jenes Phänomen vor, das Historiker später den deutschen Sonderweg genannt haben.

Ich springe sofort zum Fazit des ellenlangen, schwerfälligen Aufsatzes. Das Fazit überrascht durch Prägnanz und Noblesse. Ich muß den Leser allerdings darauf aufmerksam machen, daß hier ein Sohn des 19. Jahrhunderts spricht (geboren 1889), dem noch ein Ausdruck wie »Tugenden«, auch der Ausdruck »Tugenden eines Volkes« (schade, daß er ausgestorben ist!) ganz geläufig gewesen ist.

Hildebrand spricht zunächst von der zweiten, von der so blutigen Hälfte der Französischen Revolution und sagt von ihr, sie sei »wohl französisch – aber nicht das wahre Frankreich«. Er fährt fort, indem er auf den Stalinismus seiner Zeit blickt: »Der Bolschewismus ist russisch – aber nicht das wahre Antlitz Rußlands. Und der Nationalsozialismus ist zwar deutsch – aber nicht das eigentliche, gültige Deutschland ... Nicht was einer in der Wut sagt, ist das Entscheidende ...« Er räumt ein – und im Jahr 1935 beweist das bewundernswerte Hellsicht –, daß »der Nationalsozialismus ... schlimmer« als die genannten Verirrungen sei, er bleibt dennoch bei seiner moralischen Empfehlung, den Blick weniger auf die Entgleisungen der Völker zu fixieren, als auf ihre »Tugenden« zu richten. Und dies aus einem bestimmten Grund: »Es ist leichter, Fehler zu konstatieren, als Tugenden zu verstehen.«

Man sieht, es lohnt, es erfreut, diese vornehm kämpferischen Arbeiten zu lesen – die er später nie wieder hat abdrucken lassen, weil er sie als allzu »publizistisch« empfand, wohl auch als notgedrungen überpointiert, unvollständig, ergänzungsbedürftig;

gleichwohl hat er sie alle bejaht, auch noch in seinen späteren Jahren. Übrigens möchte ich auch über Hildebrands Beiträge hinaus zu lesen empfehlen, was auf diesem etwas grauen Zeitungspapier gedruckt stand.

Man erschrickt, wenn man nach Lektüre aufsteigende Ahnungen prüft: Was geschah mit all den Männern, die so mutig schrieben (meist Österreichern)? Sie erlitten, was sie zumeist voraussehen konnten, was sie oft klar sahen: Sie wanderten zumeist ins Gefängnis oder in die Fremde, als der März 38 gekommen war.

Ich glaube, während der letzten vierzig Jahre hätten Österreichs Publizisten diese Wochenschrift energischer in den Lichtkegel der Aufmerksamkeit rücken sollen. Nicht nur weil es die »offizielle« Zeitschrift unter Dollfuß war! Vielmehr: Da sind z. B. die zitierten Ausführungen Hildebrands aus dem Jahr 1935. Damals, in jenen verhangenen Tagen, waren sie so schneidend klar, so orientierend, so zukunfts voll – schon weil sie die ganze Gefahr sahen –, daß sie nicht jahrzehntelang in Bibliotheksregalen hätten verstauben sollen. Sie bedeuten etwas für das Ansehen Österreichs in der Welt.

IV. Die tauben Ohren

Ich muß Einschränkungen machen. Der Eindruck, der entstanden sein könnte, die Österreicher seien ein wunderbar betörendes, von Rattenfänger melodien bezaubertes Volk gewesen, ist zu korrigieren. Auch daß sie Hildebrands und anderer Warner Reden ziemlich ungehört haben verhalten lassen, weil sie eben ideologisch (»Volk will zu Volk, Blut will zu Blut«) bestimmt gewesen seien, auch dieser Eindruck trägt. Die Wiener müßten keine Wiener gewesen sein, wenn sie nicht über alle Ideologie heimlich gelächelt, aber 1938 das »geschichtliche« Fest ernst genommen hätten. In der Provinz war es gewiß anders. Aber die meisten Österreicher – Einwohner eines kleinen armen Landes, dem nur ein sehr zaghafter wirtschaftlicher Aufschwung seit 36 beschieden war – hofften eben, am mächtigen wirtschaftlichen Aufstieg des großen Bruders, dieses »tollen«, jetzt weltweit angesehenen Bruders, partizipieren zu können. Und sie glaubten sich von ihm geliebt (neigten überhaupt dazu, sich für unwiderstehlich zu halten). Selbst den lauten Jubel am Heldenplatz sollte man unideologischer sehen. »Was ist uns denn anderes übriggeblieben«, so ungefähr sagte mir ein alter listiger Wiener ein Jahr später, als alle so »enttäuscht« waren, »wir haben's doch schon gehaut, als die Tausendmarksperrre war, daß es ein gestrenger Herr sein wird. Als er gekommen ist, haben wir ihn gefeiert.« Und plötzlich markierte er eine Melodie: »Weil er uns sonst niederhaut./ Preisen wir ihn alle laut.« Das war, wie ich später erkannte, der Chor der Anhänger des Weltererobers Holofernes in Nestroys Stück »Judith und Holofernes«, der Eingangschor – bevor Holofernes auftritt. Es mag eine etwas verschönerte Erinnerung des alten Mannes gewesen sein. Aber eine alte Tradition war auch darin.

Die zweite Einschränkung. Österreich darf nicht isoliert betrachtet werden. Gewiß, es gab eine merkwürdige ideologische Benommenheit bei vielen Gebildeten in Österreich, verquickt mit freundlich-wurschtigem Fatalismus, der für Warnungen taub machte. Aber es wäre ein großer Irrtum, den Österreichern etwas anzukreiden, was eine europäische Krankheit war. Österreich war keine Insel. Von dem schläfrigen optimistischen Zustand um 1930 hab' ich schon in meinem Einleitungskapitel gespro-

chen; er war überall verbreitet.

Wie war es denn z. B. in Frankreich? Noch ägerlicher! Wir haben viele Beschreibungen. Wie es mit den Gebildeten Frankreichs stand – damals, 1933 bis 36 –, das hat unvergleichlich treffend Annette Kolb beschrieben in ihrem Erinnerungsbericht »Memento« (1960):

»Und von den sieben Jahren, die ich hier verbrachte, verliefen die drei ersten glücklich. Die Nachrichten aus Deutschland waren sehr widersprechend. – Früh emigrierte Israeliten, die es wagten, noch mal zurückzukehren, hatten es fertiggebracht, Deutschland wieder heil zu verlassen. Es war also alles nicht so schlimm. Ausländische Juden übrigens konnten sich dort noch lange sicher wähnen wie in Abrahams Schoß, ach, und geradezu niederdrückend war die gute Presse Hitlers in Paris ... Im Temps, dem damals größten Pariser Blatt, erschien, von einem namhaften Autor gezeichnet, jener lange Artikel über Hitler, der mit den Worten schloß: ›Est-ce Parsifal?‹ Ich zeigte ihn Schickele, und wir fragten uns, ob es den Franzosen nicht vielleicht zur Ehre gereicht, daß sie sich den Typ Hitler so gar nicht vorstellen konnten ... Seine Natur war mit der jenes unheimlichen Subjektes verwandt, eines nahen Landsmannes von ihm, der Jahre hindurch seine vielen finsternen Mordtaten verübte, ohne Verdacht zu erregen, weil er alljährlich in der Fronleichnamsprozession, scheinbar in Andacht versunken, mitging ... Das Schlagwort Kraft durch Freude fand ein internationales Echo, die Jugend ahnte nicht entfernt, was ihr bevorstand, von Krieg war weit und breit keine Rede.«

Es war also keine österreichische Krankheit; Frankreich war genauso befallen. Es war eine europäische Krankheit – sie erklärt die Echolosigkeit, den schalltoten Raum, in den Hildebrand damals hineinsprach. Zu dieser Krankheit sogleich ein Zitat. Die Wirkungsschwäche, die mangelhafte Rezeption ist überhaupt das Thema dieser letzten Seiten.

Ich spreche von diesem Zeitraum: 33 bis 36, und wende mich einem Diagnostiker zu, der von total anderen Voraussetzungen als Hildebrand oder Annette Kolb herkommt, dem brillanten Alfred Polgar. Er was in seinen Wiener Tagen (er emigrierte fast zum selben Zeitpunkt wie Hildebrand) ein skeptischer Bezweifler der ganzen politisch-weltanschaulichen Linie unseres Philosophen gewesen, er war überhaupt eine Persönlichkeit konträrer Art: An jedem Achill fiel ihm zuerst die Ferse auf. Und nun, mitten im Krieg, liefert er rückblickend eine Diagnose der europäischen Krankheit, welche die Hildebrandsche verblüffend ergänzt. 1940 publiziert er den politischen Essay »Der Quell des Übels«. Dort heißt es:

»Es ist endlich so weit, daß in aller Welt, sofern sie nicht die Augen verklebt und das Herz verstockt hat, die Gestalten richtig gesehen werden, die seit nunmehr sechseinhalb Jahren das deutsche Schicksal bestimmen und lenken. Sie stehen da, diese grausigen Figuren, im vollen Licht ihrer Taten und Worte, alle Masken sind durchsichtig geworden... Daß die guten Europäer erst aus den Übeltaten des Hitlerregimes zur klaren Einsicht in dessen Natur gekommen sind, daß sie nicht, umgekehrt, aus dieser – so bald und drastisch erkennbaren – Natur den Schluß auf das Unheil gezogen haben, das deren freie Entfaltung unweigerlich herbeiführen müsse: darin steckt die Wurzel der bösen Not, die jetzt, Krieg geheiß, den Erdteil überwuchert. Mit einer Urteilsmitde, die sich heute als rechte Sünde wider den Geist darstellt, ist die Welt der anständigen Leute den Schändlichkeiten der Naziherrschaft

sozusagen reaktionslos gefolgt. Mit einem Bemühen, ihren Abscheu zu verdrängen, ... hat sie das Banditenregiment in Deutschland zur Kenntnis genommen, ... man entzog sich der Folgerung, daß Verbrechen eben von Verbrechern begangen werden. Man erkannte der hirnrissigen »Ideologie und Theorie«, mit der sie ihre Praxis übertünchten, den Wert einer Art von Rechtfertigung zu, als wenn Schufte dadurch aufhörten, Schufte zu sein, daß sie ihrer Schufferei eine Weltanschauung unterlegen.«

Erst im Elend kam die volle Erkenntnis: Die Verhältnisse kann man nur ethisch sehen oder überhaupt nicht sehen. Es ist der uralt-neue, sozusagen biblische Standpunkt. Über den Polgar einst gelächelt haben mag, wenn er in Hildebrands Zeitschrift anno Dollfuß gelesen haben sollte; ich nehme es mit Bestimmtheit an. – Wenn ich ein Fazit mit heutigen Worten formulieren darf: Man muß personalisieren. Verbrecher machen Geschichte, auch sie. Wir neigen immer dazu, Strukturen und Ideologien zu überschätzen.

Die europäischen Historiker, die es so laut verkündet hatten, daß Geschichte wertfrei zu behandeln sei, wurden jetzt von ihr wertfrei behandelt, zum Teil verjagt. – Der Kern der europäischen Krankheit, der »Quell des Übels« könnte salopp auch so bezeichnet werden: entmoralisierte, entmenschte, selbstzufriedene »Wurschtigkeit«. Man könnte das Phänomen wohl auch als die ödeste und gefährlichste Form der Entchristlichung unserer Welt betrachten.

Diese Krankheit war Ursache für die schwache Wirkung Hildebrands auf die intellektuelle Diskussion jener Tage. Diese Krankheit war ebenso Ursache, um dies anzufügen, dafür, daß Joseph Roth, dem sich keine der großen Zeitungen im Exil öffnete, seine politisch wichtigsten Aufsätze damals weder in Frankreich noch in der Schweiz, noch in Österreich zum Druck bringen konnte. (Ich habe darüber in der Festschrift für Werner Vordtriede geschrieben auf S. 86. Die Festschrift heißt »Weimar am Pazifik« und ist von D. Borchmeyer und T. Heimeran herausgegeben; Tübingen 1985.)

Es gab aber noch andere Gründe, weshalb den Hildebrandschen Gedanken mangelhafte Rezeption beschieden war. »Ich bin kein Schriftsteller«, hat er mir einmal gesagt, es war um 1963, als er von seinen »Erinnerungen« sprach, von denen er damals schon den größten Teil, in Amerika, niedergeschrieben hatte; er hat wohl auch sonst klar erkannt, welche Grenzen seinen Fähigkeiten gezogen waren, z. B. in puncto Publizistik; er hat auch die Störbarkeit seines Sensoriums, d. h. seiner Menschenkenntnis, in seinen »Erinnerungen« beschrieben und beklagt. Diese Störbarkeit: sie kam natürlich vom vehementen, ungeduldigen Anteil des Herzens.

Nun war er – und diese »Tugend« kommt tragischerweise dazu – nicht nur Philosoph, sondern philosophischer Perfektionist. Er redete immer terminologisch genau und scharf, er war auf sofortige, äußerste Genauigkeit der Sprachformulierung geradezu versessen, auch wenn sich die deutsche Sprache zu sträuben schien. Und er setzte beim Leser immer ein ähnliches philosophisch-terminologisches Bedürfnis und Verständnis voraus. Er schrieb, auch als Publizist, in erster Linie für philosophisch ansprechbare, für philosophisch begabte Leser – deren Zahl er überschätzte, wie er mir später einmal eingestanden hat.

Und welche Bildung setzte er voraus! Er brachte in seiner Wochenschrift manchmal zeilenlange lateinische Zitate und vergaß, sie zu übersetzen. Schon sein stürmisches Temperament schien ihn daran zu hindern. Mehr noch: in politicis war zwar seine

wunderbare Fähigkeit zu reiner Empörung (ich möchte das Wort »rein« betonen) wirksam, desgleichen die ihn quälende Hellsicht für das Kommende – aber das alles wirkte ungünstig auf seinen Stil. Der Leser, der Annette Kolbs und Alfred Polgars Texte soeben gelesen hat, vergleiche sie einen Augenblick mit den Hildebrandschen Zitaten, die ich gegeben habe, um die verschiedenen stilistischen Welten zu erkennen, wobei als Positivum auf der Hildebrandschen Seite sicher die philosophische Genauigkeit steht. Aber was Annette Kolb und Alfred Polgar »können«, ich meine jene Fähigkeit, jene Kunst: ununterbrochen von Zeile zu Zeile so zwingend und gleichsam melodisch zu schreiben, daß der Leserinhört, daß er nicht anders kann, als hinzuhören bis zum Ende, diese Kunst – sie macht den Schriftsteller – war ihm versagt. Das meinte er mit seinem Geständnis. Er hat zum Beispiel Léon Bloy und Ernest Hello bewundert, weil sie die Kunst des Essays beherrscht haben; er hat Annette Kolb, mit der er eng befreundet war, um ihre narrative Kunst geradezu beneidet.

In Österreich kam eine besondere Behinderung dazu. Hochgebildete, zum Teil noch aus der schwarzgelben Gesellschaft stammende Kreise hielten sich bei religiösen Themen an ein Favete linguis. »Nur nicht zerreden!« Man denke an Grillparzer und Hofmannsthal, Begründer dieser allmählich erstarrenden Tradition. Fides und pietas, so glaubten sie – und der Anfang ihres Gedankens war ganz richtig –, leben im Kern des Menschen, sie drücken sich unwillkürlich aus, sie können eher vom Künstler gestaltet als vom Denker benannt werden, der immer in Gefahr ist, gegen die Ehrfurcht zu verstoßen, wenn er sie in die Diskussion zieht; sie sollen von uns bekannt werden, aber nicht zum Diskussionsgegenstand (etwa in der Presse) gemacht werden. Diese vom 19. Jahrhundert bestimmten Kreise, die überhaupt sehr historisch dachten, waren dann plötzlich hilflos gegenüber dem historisch noch nie Dagewesenen: der notwendig werdenden verbalen Auseinandersetzung mit dem lügendgeschminkten Christenhaß der Braunen. Sie begriffen nicht ganz, daß es jetzt des Redens und Diskutierens bedürfe, auch über religiöse Themen. »Ist halt a Predigt«, sagten sie, d. h., die Oberflächlichen unter ihnen sprachen so über Hildebrand und hörten nicht mehr hin. Auf Predigten nicht recht hinzuhören, waren sie ja sonntags gewohnt. Wer etwas zu sagen hatte, er hätte damals die Kunst besitzen müssen, es so zu sagen, daß man gar nicht anders kann als inhören.

Manche von Hildebrands Verehrern haben das Eigentümliche seiner Existenz in Wien und vorher in München so bezeichnet: Er sei ihnen vorgekommen wie ein aus anderen, aus kräftigeren Zeiten zu uns herabgestiegener Gast. Und ich gebe zu: die schnelle Beweglichkeit der korpulenten Gestalt, die Impulsivität der Zuwendung, die ungebrochene Freude, wie sie ihm oft aus den Augen blitzte, man mochte es als etwas längst »Verklungenes«, als etwas Barockes empfinden; auf seinem Hausball 1930 war er ein »Leibniz« mit Allongeperücke gewesen. Und doch ist das nur ein beschaulich-oberflächlicher Eindruck. Haarscharf aber paßt Grillparzers tiefsinniges Epigramm auf ihn:

»Will unsre Zeit mich bestreiten,
 Ich lass' es ruhig geschehn,
 Ich komme aus andern Zeiten
 Und hoffe in andre zu gehn.«